Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 42 (1959)
Heft: 12

Artikel: "Was ist nun Ihr Glaube?" (Fortsetzung folgt)
Autor: Brauchlin, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-410936

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

men, ohne sich zuvor seiner mündigen Vernunft entäußert, ohne sich zuvor in die christlich-dogmatische Unmündigkeit hinein zurückbegeben zu haben. Den Knäuel von peinlichen Fragen, dem die Kirche sich mit dieser Lehre aussetzt, wollen wir hier nicht ausrollen und vorlegen. Unsere Leser kennen diese Fragen, und die Kirche kennt sie auch. Will die protestantische Theologie wirklich zum Glauben an die reale Auferstehung des Fleisches und des Leibes zurückkehren, so muß sie sich klar sein, daß sie dann auch gegen das letzte katholische Dogma von der leiblichen Himmelfahrt der Maria wirklich nichts Stichhaltiges mehr einwenden kann und einwenden darf.

2. Hinter Barth zurückzustehen ist für die junge Theologengeneration von heute ein unerträglicher Gedanke. Lehrt Barth im Radio, daß es keine «Unsterblichkeit der Seele» gibt, wohl aber eine «Auferstehung des ganzen Menschen», so wird das einfach tel quel übernommen. Der überwiegende Teil der positiv Gläubigen wird damit natürlich sehr empfindlich vor den Kopf gestoßen, denn unzählige Lieder, erbauliche Texte und Katechismen, unzählige Predigten, Kinderlehren und Grabreden haben unzähligen Generationen das Dogma just von der «Unsterblichkeit der Seele» tief und fest eingehämmert. Diese Gläubigen können sich davon nicht so leicht frei machen wie die Herren Theologen. Sie beunruhigen, sie quälen sich innerlich mit Fragen aller Art, sie werden unsicher nicht nur hier, sondern im Glauben überhaupt. Darum eben auch der besorgte Brief an den «Zürcher Kirchenboten».

Ohne Uebertreibung dürfen wir hier von einer unsicher gewordenen Kirche sprechen, von einer Unsicherheit nicht nur im kirchlich-dogmatischen Sprachgebrauch, sondern auch von einer Unsicherheit im Instinkt der Selbsterhaltung. Wir nehmen von dieser Unsicherheit und Konfusion in den Fundamentalfragen nicht ganz ohne Genugtuung Kenntnis; für uns und für die Menschenwahrheit war das eine schon längst ausgemachte Sache, daß die Herren Theologen in allen diesen Jenseitsfragen im Grunde genau so viel und genau so wenig wissen wie wir — nämlich nichts, rein nichts! *Omikron*

In Algerien wütet die Pest

Aus dem Mittelalter und der beginnenden Neuzeit ist uns die Kunde von jener schrecklichen epidemischen Krankheit überliefert, die in periodischen Abständen wie ein Lauffeuer über Europa lief und hinter ihrem grausigen Zug entvölkerte Städte und Dörfer zurückließ. Den Zeitgenossen erschien sie als ein Strafgericht des Himmels: wir Heutigen wissen, daß der tödliche Bazillus in den unhygienischen Verhältnissen der Vergangenheit

«Was ist nun Ihr Glaube?»

Von Ernst Brauchlin (Fortsetzung und Schluß)

Der wunschheiße Glaube an die Unauslöschbarkeit des persönlichen Lebens läßt sich übrigens auch biologisch erklären; er ist geradezu ein Beweis für die Naturgebundenheit des Menschen. Der Drang nach unbegrenztem Fortbestehen ist nämlich jedem Lebewesen eigen, dem Menschen, dem Tier und der Pflanze. Was geworden ist, will sein und bleiben; jedes Wesen wehrt sich für sein Leben, flieht, wo es Gefahr spürt, trachtet nach den besten, das heißt den erhaltenden Lebensbedingungen. Leben ist Wille zum Sein, ist *Ewigkeitswille*. Beim Tier nennt man ihn Instinkt, Selbsterhaltungstrieb, und läßt es dabei bewenden, auch wenn einen der Tod eines lieben Tierchens schmerzlich berührt. Für sich hingegen legt der Mensch, da er die Fähigkeit hat, in die Zukunft zu denken und sich sein Nichtmehrsein vorzustellen, die Todesschranke willkürlich nieder und fügt dem Erdenleben eine ewige Fortsetzung in einer andern Welt an. Der Glaube an diesen zweiten Akt der menschlichen Lebenstragikomödie ist also nichts anderes als die ins Geistige gesteigerte, religiös verbrämte Abwehr der beklemmenden Angst vor dem Vergehen.

Wir real denkenden Menschen gliedern unser Leben ein in das gesamte Naturgeschehen, das sich auf jedem Gebiete als ein Werden, Sein und Vergehen abspielt. *Vor* dem Werden liegt und dem Vergehen *folgt* eine Ewigkeit des Nichtseins.

Diese Beschränkung bedeutet in keiner Weise eine Herabwertung des Lebens, im Gegenteil; gerade durch die Erkennung und Anerkennung des Erdenlebens als unseres einzigen Seins kämen wir dazu, all unsere Wünsche, unsern ganzen Willen und unsere Kräfte auf dessen Ausgestaltung zu verlegen. Es ist der Grund, dem alle Quellen des Schönen, Guten und Großen entspringen, wenn wir verstehen, sie aus dem Felsen zu schlagen. Das sind nicht bloß hochtönende Worte, so weit wir auch noch davon entfernt sind, das Leben als Nährboden unseres Glücks betrachten, empfinden und werten zu können. Es ist der Hinweis auf eine *Möglichkeit*. Ob diese zur *Wirklichkeit* werde, hängt von uns Menschen ab.

Das Menschheitsleben ist trotz aller Kultur, trotz allem Schönen und Guten, das es auch enthält, noch eine wilde Wirrnis; das muß zugegeben werden. Auch trifft das Dichterwort nicht zu: «Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.» Die Natur ist voller Lebensnot und Kampf. Auch das Menschenleben ist es noch. Aber es läge in der Macht des Menschen, sich daraus emporzuringen; er hat von der Natur die Anlagen und Kräfte dazu erhalten.

Wenn man aber die Erde als ein Jammertal überhaupt verlästert und ihr ein herrliches Himmelreich gegenüberstellt, das der Mensch um so eher erreiche, je geringer er die irdischen Dinge schätze, so ist es nicht zu verwundern, wenn die Gläubigen der Ausgestaltung des irdischen Lebens — abgesehen vom Wohlergehen ihrer eigenen Persönlichkeit und ihres nächsten Interessenkreises — nicht viel Teilnahme entgegenbringen, um so weniger, als die mancherorts wirklich jammervollen Zustände als göttliche Prüfungsmittel oder Strafen, in jedem Fall als gottgewollt erklärt, geglaubt und gutgeheißen werden.

Die Entwertung des irdischen Lebens zugunsten des Glaubens an ein himmlisches gelingt den Vertretern des Christentums um so leichter, als der Mensch ohnehin dazu neigt, das, was er hat, gering zu achten und Fremdes höher zu schätzen, besonders wenn es sich geheimnisvoll anstellt und Hoffnungen erweckt. Daß die christliche Lehre die Erfüllung der Hoffnungen hinter den Tod ins Reich der Unerfahrbarkeit verlegt, macht die Sache um so geheimnisvoller und damit um so anziehender. In der Tat macht der Glaube «selig», das heißt er schläfert den Sinn für die Wirklichkeit ein, versetzt den Menschen in einen Illusionsrausch, einen Zustand, in dem er sich glücklich fühlt, weil er darin die wahren Ursachen und Zusammenhänge im menschlichen Leben nicht erkennt. Diese Unkenntnis aber ist der Nährboden für die größten sozialen und politischen Uebel.

Daher ist es an uns, die wir der religiösen Magie in die Hintergründe sehen, den Menschen die Augen für die Bedeutung des Erdenlebens zu öffnen. Bei all seinen Härten und Unvollkommenheiten, die ja zum großen Teil zu Lasten der Menschen selber fallen, ist es doch unendlich reich und vielfältig, ein grenzenlos weites Feld für den menschlichen *Geist*, der es beackern will. Es liefert ihm immer wieder reiche Ernten neuer Erkenntnisse. Das *Gemüt* hat «alle Hände voll» zu tun, Liebe und Güte auszustreuen und in sich aufzunehmen, was ihm im Garten des Schönen und Guten entgegenblüht und -duftet. Und dem *Charakter* bieten sich im Kampf für Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit unzählige Gelegenheiten der Bewährung.

Wie sprach Zarathustra?

«Ich beschwöre euch, meine Brüder, *bleibt der Erde treu*, und glaubt denen nicht, welche euch von überirdischen Hoffnungen reden!

Bleibt mir der Erde treu, meine Brüder, mit der Macht eurer Tugend! Eure schenkende Liebe und eure Erkenntnis diene dem Sinn der Erde! Also bitte und beschwöre ich euch!» (Fr. Nietzsche)

III.

Letzte Frage des Herrn X: «Wie erklären Sie sich die unzähligen und unfaßbaren Wunder unseres Daseins, der Schöpfung?»

Sinngemäß muß man beifügen: «. . . , wenn Sie nicht an Gott, den Schöpfer glauben.»

gedieh und durch Ungeziefer von der Ratte auf den Menschen übertragen wurde.

In den düsteren Jahren der deutschen Besetzung Frankreichs, gekennzeichnet durch die *moralische* Pest des Terrors und der Brutalität, ließ der nunmehr berühmte und durch den Nobelpreis ausgezeichnete französische Dichter *Albert Camus* seinen Roman «*Die Pest*» erscheinen. Es handelte sich, oberflächlich gesehen, um die Schilderung der von der Pest befallenen Stadt Oran und der Reaktion zahlreicher Menschen auf die durch Krankheit geschaffene Situation; Camus aber, in den Reihen der Widerstandskämpfer stehend, meinte nicht die biologische, sondern die sittliche Krankheit seiner Zeit und darum eröffnete er seinen Roman mit einem Zitat Daniel Defoes: «Es ist ebenso vernünftig, eine Art Gefangenschaft durch eine andere darzustellen, wie irgend etwas wirklich Vorhandenes durch etwas, das es nicht gibt.»

Nun, eine solche Pest wütet wieder in Algerien, und sie hat bereits mit ihren verheerenden Krankheitskeimen auf das französische Mutterland übergegriffen. Seit Jahren nimmt die Weltöffentlichkeit Tag für Tag Berichte von jenen unbarmherzigen Kämpfen entgegen, deren Ziel offensichtlich scheint, das algerische Volk auszurotten. In Konzentrationslagern sind mehr als eine Million Algerier unter menschenunwürdigen Bedingungen vereinigt, wobei die Versorgung mit Nahrungsmitteln derart ist, daß jede Woche dreitausend Kinder vor Hunger sterben. Die französischen Behörden verweigern den Aufständischen die primitivsten Menschenrechte: Die Folter ist an der Tagesordnung, und jeder, der in die Hände der uniformierten Henker fällt, ist potentiell ein Kandidat des Todes oder einer Verstümmelung, die sein Leben wertlos macht.

Mit solchen Exzessen der Unmenschlichkeit soll — wie die offiziellen Verlautbarungen bis zum Ueberdruß wiederholen — die «Befriedung des Landes» durchgeführt werden. Es klingt wie ein Hohn, wenn die Behörden und Auftraggeber der satanischen Folterer dem algerischen Volk inmitten ihrer Ausschreitungen eine Zukunft der Autonomie und der Prosperität versprechen.

Die alltäglichen Berichte von den Verbrechen gegen die Menschheit, welche in Algerien und Frankreich stattfinden, finden erstaunlich wenig Echo in den Herzen der Menschen. Das Gewissen der Welt ist offenbar so stumpf, daß es von einer mörderischen und skrupellosen Kolonialpolitik nicht gerührt werden kann. Da Frankreich kein kommunistischer Staat ist, wird es mit moralischen Maßstäben gemessen, die offensichtlich weit großzügiger sind als alles, womit man über das Schreckgespenst der «roten Gefahr» urteilt: die Moral hat einen Januskopf mit zwei Gesichtern, und sie scheint in die westliche Welt mit einem widerlich-versöhnlichen Lächeln hineinzublicken, welches alles versteht und alles verzeiht: algerische Folter, Franco-Diktatur, südafrikanische Rassendiskriminierung und verleugnete Menschenrechte in Little Rock.

Vorerst: Ich könnte mir eine Antwort eigentlich ersparen. Denn wenn man eine Sache oder ein Geschehen zum vornherein als *Wunder* bezeichnet, so hat man damit schon gesagt, daß es sich um etwas Unerklärliches handelt. Die Beifügung «unfaßbar» ist überflüssig, eine Tautologie.

Lassen wir aber den Ausdruck gelten, da wir das Wort *Wunder* im alltäglichen Sprachgebrauch sehr häufig verwenden (wundervoll, -schön, -sam, -bar, es nimmt uns wunder, Wunderkind, -balsam, -kerze, -werk), ohne dabei im entferntesten an etwas Uebernatürliches zu denken; wir meinen damit immer nur: *außergewöhnlich*. Da aber im gleichen Satze das Wort «Schöpfung» steht, das in weltanschaulichen Zusammenhängen als Gegenstück zu «Entwicklung» oder «Werden» empfunden wird, liegt die Vermutung nahe, Herr X führe das Sein in all seinen Erscheinungsformen auf einen übernatürlichen, von einem Willen ausgehenden Schöpfungsakt zurück.

Es ist wahr, daß wir vom Ursprung der kosmischen Welt und des Lebens auf der Erde nichts Sicheres wissen; wir sind auf Hypothesen angewiesen. Aber ist damit etwas gewonnen, wenn man als Ur-Ursache des Seins einen «Macher» annimmt und ihn «Gott» nennt? Ist damit auch nur eines der «unzählbaren und unfaßbaren Wunder unseres Daseins» erklärt, faßbar gemacht? Etwa die Schönheit einer Blume? der Sozialstaat der Ameisen? die Sehkraft unserer Augen? Irgend etwas von dem, was wir sinnend betrachten und das uns durch seine Anmut oder Größe oder durch die Zweckmäßigkeit seines äußern und innern Aufbaus in Erstaunen setzt und ergreift? Nicht das geringste! All dies ist in seiner in unabsehbaren Zeiträumen gewordenen Kompliziertheit für uns unfaßbar; wir müssen uns damit abfinden, vielleicht nur vorläufig; wir wissen das nicht. Sich mit dem Wort «Gott» behelfen zu wollen, ist ein Denk-Kurzschluß, das Wort «Schöpfung» ebenfalls. Und es ist gerade der wundersüchtige Gläubige, der sich einbildet, mit einem dieser Wörter das «Wunder» des Seins entwundert, das Rätsel enträtselt zu haben.

Die Wissenschaft, die von religiöser Seite aus gern wegen ihres angeblichen Alles-wissen-wollens aus dem Gefühl der Ueberlegenheit heraus belächelt wird, ist viel bescheidener. Obwohl ihr erstaunliche Einblicke in den Mikro- und in den Makrokosmos gelungen sind, weiß sie und gibt sie zu, daß noch unendlich viel zu forschen und zu entdecken übrig bleibt und daß wir Menschen dem Sein vielleicht nie in die tiefsten, letzten Gründe werden zu sehen vermögen.

Dieses tritt uns aber als Erde und als Universum trotz der Beschränktheit unseres Erkennungsvermögens in so ungeheurem Reichtum entgegen, daß wir in unserm kurzen Leben nur ein winziges Tröpfchen davon aufzunehmen vermögen, auch wenn wir uns ihm hingeben im Sinne des Dichterwortes:

«Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
von dem gold'nen Ueberfluß der Welt!»

Das leise Mitleid mit den freidenkenden Menschen, das in den Fragen des Herrn X mitschwingt, ist völlig gegenstandslos. Wir stehen fest auf dem Boden unserer Heimat Erde, die uns geboren hat und nährt und erhält und uns wieder in sich zurücknimmt, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Sie möchten wir immer besser kennen lernen, um ganz vertraut mit ihr zu werden. Sie schenkt uns ihre Schönheiten, ihre Erhabenheiten und ihren Reichtum. Sie hält aber auch mit ihren verheerenden Urgewalten nicht zurück, was uns davor bewahren sollte, uns im Eigendünkel als Beherrscher der Natur zu fühlen. Wir machen uns ihr zeugendes Schaffen, das uns in stiller Friedlichkeit immer wieder neue Lenze und neue Erntezeiten schenkt, zum Vorbild dessen, was die Menschheit tun sollte. Wir lernen aus ihren Vulkanausbrüchen, Lawinenstürzen, Erdbeben und Sturmfluten aber auch die Wahrheit des Wortes kennen:

«Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
da kann sich kein Gebild gestalten»

und übertragen auch diese Wahrheit auf das menschliche Geschlecht, das bis jetzt noch nicht darüber hinaus gekommen ist, *als rohe Kraft* sich selber und die Werke seiner Hand und seines Geistes zu vernichten.

Und wir meinen, es könnte besser damit werden,

wenn die Menschen aufhörten, den Schwerpunkt des Lebens und Strebens von der Erde weg in eine mythologische Traumwelt zu verlegen,

wenn sie aufhörten, sich von den weltlichen und geistlichen Führern mit Vertröstungen auf ein jenseitiges Glück um das diesseitige prellen zu lassen,

wenn sie einsähen, daß ihr ganzes Schicksal sich auf der Erde begibt und daß es zum guten Teil in ihrer Hand liegt, es zu formen,

und wenn sie von dieser Einsicht aus erfüllt würden von dem Willen, die goldenen *Möglichkeiten* dieses einen und einzigen Lebens in *Wirklichkeit* umzusetzen.

Wir erachten es als Aufgabe aller Einsichtigen, im Sinne dieser Erkenntnisse durch ihre eigene Lebensgestaltung im Bannkreis ihres Einflusses zu wirken. Denn nur so dürfen wir auf eine Zukunft hoffen, die von dem Bewußtsein der Verantwortlichkeit des einen für den andern und für die Gesamtheit und der Gesamtheit für den einen getragen ist. Dann würde das Wort erfüllt sein, das Zarathustra sprach:

«*Es lohnt sich, auf der Erde zu leben.*»